



SV

Percy Adlon

Der Vormund und sein Dichter

filmedition suhrkamp

Percy Adlon
Der Vormund und
sein Dichter

Suhrkamp





Inhalt

Carl Seelig, Wanderungen mit Robert Walser (Auszüge)	5
Percy Adlon, Der Regenschirm. Zur Entstehungsgeschichte des Films	28
Credits, Nachweise und Impressum	42

Carl Seelig
Wanderungen mit Robert Walser
(Auszüge)

Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zumute, wenn wir nicht unserem persönlichen Dasein eine eigentümliche, edle Weihe geben! *Jacob Burckhardt*

26. Juli 1936

Unsere Beziehungen leiteten einige nüchterne Briefe ein; kurze, sachliche Fragen und Antworten. Ich wußte, daß Robert Walser Anfang 1929 als Geisteskranker in die bernische Heilanstalt Waldau eingeliefert worden war und seit Juni 1933 als Patient der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt von Appenzell-Außerrhoden in Herisau lebte. Ich empfand das Bedürfnis, für die Publikation seiner Werke und für ihn selbst etwas zu tun. Unter allen zeitgenössischen Schriftstellern der Schweiz schien er mir die eigenartigste Persönlichkeit zu sein. Er erklärte sich einverstanden, daß ich ihn besuche. So fuhr ich an diesem Sonntag frühmorgens von Zürich nach St. Gallen, schlenderte durch die Stadt und hörte mir in der Stiftskirche die Predigt über »Die Verschwendung des Talentes« an. In Herisau läuteten die Kirchenglocken, als ich ankam. Ich ließ mich beim Chefarzt der Anstalt, Dr. Otto Hinrichsen, anmelden und erhielt von ihm die Erlaubnis, mit Robert spazieren zu gehen.

Nun kam der achtundfünfzigjährige Dichter in Begleitung eines Wärters aus einem Nebenhaus. Ich war frappiert über seine äußere Erscheinung. Ein rundes, wie durch einen Blitzschlag gespaltenes Kindergesicht mit rot angehauchten Backen, blauen Augen und einem kurzen, goldenen Schnurrbart. Die Schläfenhaare schon angegraut. Der ausgefranste Kragen und die Krawatte etwas schief sitzend; die Zähne nicht in bestem Zustand. Als Dr. Hinrichsen Robert den obersten Westenknopf zutun wollte, wehrte er ab: »Nein, er muß offen bleiben!« Er sprach in melodischem

Bärndütsch, so, wie er es in Biel schon während der Jugendzeit gesprochen hat. Nach ziemlich abruptem Abschied vom Arzt schlugen wir den Weg zum Bahnhof Herisau und weiter nach St. Gallen ein. Es war ein sommerlich-heißer Tag. Unterwegs begegneten uns viele Kirchgänger, die freundlich grüßten. Roberts ältere Schwester Lisa hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß ihr Bruder ungewöhnlich mißtrauisch sei. Was sollte ich tun? Ich schwieg. Er schwieg. Das Schweigen war der schmale Steg, über den wir uns entgegenkamen. Mit glühenden Köpfen wanderten wir durch die Landschaft, eine hügelige, undämonische Wald- und Wiesenlandschaft. Manchmal blieb Robert stehen, um sich eine »Maryland«-Zigarette anzuzünden und schnuppernd unter die Nase zu halten.

Mittagessen im Löchlibad. Erstes Auftauen bei blutrotem Bernecker Wein und Bier. Robert erzählt, daß er in Zürich vor der Jahrhundertwende bei der Schweizerischen Kreditanstalt und bei der Kantonalbank gearbeitet habe. Jedoch nur monataeweise, um sich wieder zum Dichten freizumachen. Zwei Herren könne man nicht gleichzeitig dienen. Damals sei sein erstes Buch entstanden, »Fritz Kochers Aufsätze«, das der Insel-Verlag 1904 mit elf Zeichnungen seines Bruders Karl herausgebracht habe. Ein Honorar habe er für diese Arbeit nie gesehen, und als sie im Buchhandel liegen blieb, sei sie ziemlich rasch verramscht worden. Seine Abseitigkeit vom literarischen Cliquenbetrieb habe ihm finanziell überhaupt schwer geschadet. Aber der Göttischmus, wie er vielerorts gang und gäbe sei, ekle ihn einfach an. Dadurch werde der Schriftsteller zum Schuhputzer degradiert. Ja, er fühle es, seine Zeit sei vorbei. Aber das lasse ihn kühl. Wenn man gegen die Sechzig gehe, müsse man sich auf ein anderes Dasein besinnen können. Er habe seine Bücher nicht anders geschrieben als wie ein Bauer, der säe und mähe, pfpofe, Vieh futtre und miste. Aus Pflichtgefühl und um etwas zum Fressen zu haben. »Sie war mir eine Arbeit wie eine andere auch.«

Die produktivste Zeit seines Schriftstellerlebens seien die sieben Jahre in Berlin und die folgenden sieben Jahre in Biel gewesen. Da habe ihn niemand gedrängt und niemand kontrolliert. Alles habe so ruhig wachsen können wie die Äpfel auf dem Apfelbaum. In der menschlichen Haltung sei die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg für die meisten Schriftsteller eine beschämende Zeit gewesen. Ihre Literatur habe einen giftscheißeischen, gehässigen Charakter angenommen. Die Literatur müsse aber Liebe ausstrahlen, gemütlich sein. Der Haß dürfe nicht zur treibenden Kraft werden. Haß sei ein unproduktives Element. Damals, inmitten dieser grämlichen Orgien, habe sein künstlerischer Abstieg begonnen ... Man habe die Literaturpreise an falsche Heilande oder an irgendeinen Schulmeister verteilt. Nun gut, dagegen habe er nichts machen können. Aber bücken werde er sich deswegen bis zu seinem Tod vor niemandem. Das Cliquen- und Vetterliwesen erleidige sich übrigens immer von selbst.

Zwischen diesen Gesprächen bewundernde Bemerkungen über Dostojewskijs »Idiot«, Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts« und Gottfried Kellers männlichkühne Lyrik. Rilke hingegen gehöre auf den Nachttisch der alten Jungfern. Von Jeremias Gotthelf stehen ihm die beiden »Uli«-Bände am nächsten; manches andere sei für seinen Geschmack zu derbpolternd und moralisierend.

3. Januar 1937

Wanderung über St. Gallen und Speicher nach Trogen, das mir von meiner Kantonsschulzeit her vertraut ist. Mittagessen im Gasthof »Schäfli«. Zu Ehren meiner mütterlichen Vorfahren, die am rheintalischen Buchberg jahrhundertlang Reben besaßen, bestelle ich eine Flasche schweren »Buchberger«. Als unerwünschte Zugabe Radiogeschmetter; eine schwäbische Komödie. – Nachmittags bei melancholischer Schneestimmung auf den Gäbris, wo ich als Kadettenleutnant mit dem vom Dorfarzt geliehenen mäch-

tigen Säbel eine lächerliche Figur war. Zeitweise scharfer Ostwind. Robert ohne Überzieher. Auf der Rückfahrt im Zug: sein Gesicht ist jetzt geistig erhellt wie eine angezündete Fackel. Tiefe, schmerzliche Züge von der Nasenwurzel bis zum auffallend roten, fleischigen Mund. Der Bahnhofperron von St. Gallen funkelt von kleinen Kieselsteinen. Robert hat Tränen in den Augen. Hefiger, hastiger Händedruck. Ausschnitte aus unseren Gesprächen:

Sein Aufenthalt in Zürich dauerte mit Unterbrüchen vom Herbst 1896 bis zum Frühjahr 1903; bald habe er auf dem Zürichberg, bald an der Spiegelgasse und an der Schipfe eine Bude gehabt, bald auch in Außersihl. – Sieben Jahre (von 1906 bis 1913) habe auch sein Aufenthalt in Berlin und weitere sieben Jahre sein zweiter Aufenthalt in Biel gedauert. Schon oft sei ihm aufgefallen, wie in seinem Leben die Zahl 7 periodisch wiederkehre.

In Berlin-Charlottenburg habe er zuerst gemeinsam mit seinem Bruder Karl eine Zweizimmerwohnung gehabt, dann allein. Schließlich weigerte sich der Verleger Bruno Cassirer, ihm finanziell weiterzuhelfen. An seiner Stelle habe während zwei Jahren eine edelherzige reiche Dame für ihn gesorgt. Nach deren Tod sei er 1913 aus Not in die Heimat zurückgekehrt. Noch lange habe er an die stille Schönheit der märkischen Wälder denken müssen. In Bern, wo er von 1921 an etwa acht Jahre lang lebte, sei das Althergebrachte für seine dichterische Produktion förderlich gewesen. Negativ habe sich hingegen die Verlockung zum Trunk und zur Behaglichkeit ausgewirkt. »In Bern war ich manchmal wie besessen. Ich jagte wie der Jäger hinter dem Wild den poetischen Motiven nach. Am fruchtbarsten erwiesen sich Promenaden durch Straßen und lange Spaziergänge in die Umgebung der Stadt, deren gedanklichen Ertrag ich dann zuhause aufs Papier brachte. Jede gute Arbeit, auch die kleinste, bedarf der künstlerischen Inspiration. Für mich steht fest, daß das Geschäft der Dichter nur in der Freiheit blühen kann. Meine günstigsten Arbeitszeiten waren der Vormittag und die Nachtstunden. Die Zeit vom Mittag bis zum

Abend wirkte auf mich verdummend. Mein bester Kunde war damals die vom tschechischen Staat finanzierte ›Prager Presse‹, deren Feuilleton-Redaktor Otto Pick alles von mir brachte, was ich schickte, auch Gedichte, die von anderen Zeitungen wie Bumerangs zurückflogen. Häufig habe ich früher auch den ›Simplicissimus‹ bedient. Er retournierte zwar wiederholt meine Beiträge, weil er sie zu wenig humorvoll fand. Aber was er behielt, honorierte er gut. Mindestens fünfzig Mark pro Geschichtchen, also kleine Vermögen für meine Tasche.«

Ich: »Vielleicht liefert Ihnen das Milieu der Anstalt und seine Insassen einmal einen originellen Romanstoff?« – Robert: »Ich glaube kaum. Jedenfalls wäre ich unfähig, ihn auszubauen, solange ich selbst darin sitze. Dr. Hinrichsen hat mir zwar zum Schreiben ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Aber ich hocke wie vernagelt darin und bringe nichts zustande. Vielleicht, wenn ich zwei, drei Jahre außerhalb der Anstalt in der Freiheit leben würde, käme der große Durchbruch –.« – Ich: »Wieviel würden Sie denn brauchen, um als freier Schriftsteller leben zu können?« – Robert, nach einigem Nachdenken: »Schätzungsweise 1800 Franken jährlich.« – »Nicht mehr?« – »Nein, das würde genügen. Wie oft habe ich in meiner Jugend mit weniger auskommen müssen! Man kann doch auch ohne materielle Güter ganz ordentlich leben. Verpflichten könnte ich mich allerdings weder einer Zeitung noch einem Verleger. Ich möchte keine Versprechungen abgeben, die ich nicht halten kann. Alles muß ungezwungen aus mir herauswachsen.«

Später: »Könnte ich mich nochmals ins dreißigste Lebensjahr zurückschrauben, so würde ich nicht mehr wie ein romantischer Luftibus ins Blaue hineinschreiben, sonderlingshaft und unbekümmert. Man darf die Gesellschaft nicht negieren. Man muß in ihr leben und für oder gegen sie kämpfen. Das ist der Fehler meiner Romane. Sie sind zu schrullig und zu reflexiv, in der Komposition oft zu salopp. Um die künstlerische Gesetzmäßigkeit mich foutierend, habe ich einfach drauflosmusiziert. Vor der Neuaus-

gabe hätte ich die ›Geschwister Tanner‹ gern um siebzig oder achtzig Seiten gekürzt; heute finde ich, daß man vor der Öffentlichkeit über seine eigenen Geschwister nicht so intim urteilen darf.« – Ich: »Mit Begeisterung habe ich kürzlich Ihren ›Jakob von Gunten‹ gelesen. Wo ist er eigentlich entstanden?« – »In Berlin. Zum größeren Teil ist er eine dichterische Phantasie. Etwas verwegen, nicht wahr? Unter meinen umfangreicheren Büchern ist er mir auch das liebste.« – Nach einer Pause: »Je weniger Handlung und einen je kleineren regionalen Umkreis ein Dichter braucht, umso bedeutender ist oft sein Talent. Gegen Schriftsteller, die in Handlungen exzellieren und gleich die ganze Welt für ihre Figuren brauchen, bin ich von vornherein mißtrauisch. Die alltäglichen Dinge sind schön und reich genug, um aus ihnen dichterische Funken schlagen zu können.«

Gespräch über den Dramatiker August von Kotzebue, dessen Grazie und gesellschaftliche Geschmeidigkeit Robert bewundert. Er erinnert sich, daß Kotzebue zu Beginn des 19. Jahrhunderts für ein Jahr nach Sibirien verbannt wurde und darüber ein zweibändiges Memoirenwerk geschrieben hat. Auch sein Ende sei wegen der Ermordung durch den hyperpatriotischen Burschenschafter Karl Ludwig Sand dramatisch gewesen. In seiner Haltung gegen Schiller und Goethe habe Kotzebue als reaktionärer Hemmschuh gewirkt. – Robert glaubt nicht an eine Fortschrittmöglichkeit der Schweizer Literatur, solange sie im Baurischen stecken bleibt. Weltmännisch und weltoffen müsse sie werden, ohne den engbrüstigen, der Erde nachkriechenden Hang zum Kleinbäuerlichen. Er lobt Uli Bräker, den armen Mann vom Toggenburg, und seine Shakespeare-Aufsätze. Welch andere und größere Ideale als die heutigen Schriftsteller habe noch Gottfried Keller gehabt, dessen »Es wandert eine schöne Sage« er vom Anfang bis zum Ende zitiert. Sein »Grüner Heinrich« bleibe für alle Generationen ein lesens- und liebenswertes, wunderbar erzieherisches Buch. »Eine Angestellte der Anstalt wollte mir kürzlich Stifters ›Witiko‹ auf-

zwingen. Aber ich bedeutete ihr, daß ich von einem dickleibigen Roman nichts wissen wolle. Mir genügen Stifters Naturstudien, diese unvergleichlich innigen Beobachtungen, in die er die Menschen so harmonisch hineingestellt hat. Aber was sagen Sie zum Schmerbauch der Josef-Trilogie von Thomas Mann? Wie kann man es nur wagen, einen in der Bibel verwurzelten Stoff derart breitzunudeln?«

Über Revolutionen: »Es ist ein Unsinn, Aufstände außerhalb der Städte inszenieren zu wollen. Wer die Städte nicht besitzt, besitzt nicht das Herz des Volkes. Alle erfolgreichen Revolutionen gingen von den Städten aus. Deshalb betrachte ich es als sicher, daß im spanischen Bürgerkrieg die Regierung den Endsieg erringen wird.«

»Die wilhelminische Aera kam den Künstlern entgegen, sich außenseiterisch und extravagant zu gebärden. Ja, sie verhätschelte die Schrullenhaftigkeit geradezu. Doch auch die Künstler müssen sich einfügen in die Gesetzmäßigkeit. Sie dürfen nicht zu Hanswursten werden.«

23. April 1939

Robert zeigt Lust, einmal ins »Deutsche« zu gehen, nach Meersburg. Aber der kühle, bewölkte Frühlingsmorgen sei eigentlich für eine Fußwanderung wie geschaffen. Ob mir der Marsch nach Wil recht sei. Warum nicht! Mir ist die harmonische Stimmung wichtiger als die Marschrichtung.

Robert hat, wie meistens, den Regenschirm bei sich; sein Hut wird immer schäbiger. Das Band völlig zerfetzt. Er will jedoch keinen neuen haben. Das Neue ist ihm widerwärtig. Er will auch seine defekten Zähne nicht in Ordnung bringen lassen. Das alles ist ihm lästig; ich wage kaum davon zu sprechen, obwohl mich seine Lieblingsschwester Lisa gebeten hat, mich auch um diese Dinge zu kümmern.

Wir machen den Weg Herisau-Wil, ständig plaudernd, in drei

einhalb Stunden. Uns ist, als hätten wir Rollschuhe an, so leicht traben wir vorwärts. Manchmal macht mich Robert auf eine besonders schöne Wiese oder auf Wolkenzüge, barocke Herrschaftshäuser aufmerksam. Er läßt sich auch ohne Widerstand fotografieren. Ich bin baff. Es macht ihn glücklich und lustig, daß wir die sechszwanzig Kilometer so schnell hinter uns gebracht haben, nur mit einem Vermouth als »Benzin«. In der ersten Wirtschaft, in der wir uns niederließen, saßen zwei verknitterte alte Frauen und eine junge. Sie studierten das Radioprogramm und kamen, als wir aufbrachen, an unseren Tisch, um uns die Hand zu schütteln.

Wil. Wir essen »Im Hof«, haben gewaltigen Hunger und kehren nachher von einer Wirtschaft zur anderen ein. Im ganzen waren es fünf. Robert schlägt vor, daß wir nicht schon um 3 1/2 Uhr nach Gossau zurückfahren. Erst zwei Stunden später. Er möchte, daß wir heute möglichst lange beisammen sind. Er schaut mir jetzt oft in die Augen; das Distanzierte und Trockene, hinter dem er sich gern verschanzt, hat einer stillen Zutraulichkeit Platz gemacht. Sein Zug nach Herisau fährt zwei Minuten nach dem meinen. Im Moment, als sich mein Zug in Bewegung setzt, macht er ganz ernsthaft zwei tiefe Verbeugungen. Ob er an »Monsieur Robert« denkt, den Schloßdiener? Jetzt mache auch ich zwei Verbeugungen und rufe ihm zu: »Das nächste Mal ins Deutsche!«, worauf er lebhaft nickt und seinen Hut schwenkt.

Zu Beginn des Spazierganges erzählte mir Robert folgende Prozeßgeschichte: Ein Rechtsanwalt in London wurde angeklagt, seine Frau ermordet zu haben. Sein liebenswürdiges und anmutiges Wesen nahm die Richter aber derart für ihn ein, daß ein für ihn günstiges Urteil zu erwarten war. Der Angeklagte war jedoch gegensätzlicher Meinung. Er beschloß, mit seiner hübschen Sekretärin, derenthalben er seine Frau ermordet hatte, nach den Vereinigten Staaten zu fliehen. Auf dem Schiff wurde er verhaftet. Die Verknennung der psychologischen Lage kostete den Rechtsanwalt den Kopf. Denn sein Fluchtversuch machte die Richter mißtrauisch.

Sie ließen den Boden der Küche aufreißen und fanden tatsächlich die zerstückelte Leiche. – So hat der Mörder sich selbst um den Kopf gekürzt. Hätte er die Rolle des liebenswürdigen Mannes weitergespielt, so wäre er wahrscheinlich freigesprochen worden. Die Moral: Man kann wohl die anderen täuschen, sich selber aber täuscht man auf die Länge nie.

»Als ich 1913 mit hundert Franken aus Berlin nach Biel zurückkehrte, hielt ich es für geraten, mich so unauffällig wie nur möglich zu benehmen. Zu triumphieren gab es wirklich nichts. Ich ging Tag und Nacht allein spazieren; dazwischen betrieb ich mein Schriftstellergeschäft. Schließlich, als ich alle Motive abgegrast hatte wie eine Kuh ihre Weide, verzog ich mich nach Bern. Auch dort ist es mir anfangs gut gegangen. Aber stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als ich eines Tages von der Feuilletonredaktion des ›Berliner Tageblatts‹ einen Brief bekam, in dem mir angeraten wurde, ein halbes Jahr lang nichts zu produzieren! Ich war verzweifelt. Ja, es stimmte, ich war total ausgeschrieben. Totgebrannt wie ein Ofen. Ich habe mich zwar angestrengt, trotz dieser Warnung weiterzuschreiben. Aber es waren läppische Dinge, die ich mir abquälte. Immer ist mir nur das geglückt, was ruhig aus mir selbst wachsen konnte und was irgendwie erlebt war. Damals habe ich ein paar stümperhafte Versuche unternommen, mir das Leben zu nehmen. Ich konnte aber nicht einmal eine rechte Schlinge machen. Schließlich war es so weit, daß mich meine Schwester Lisa in die Anstalt Waldau brachte. Noch vor dem Eingangstor habe ich sie gefragt: ›Tun wir auch das Richtige?‹ Ihr Schweigen sagte mir genug. Was blieb mir übrig, als einzutreten?«

»Es ist ein Unsinn und eine Roheit, an mich den Anspruch zu stellen, auch in der Anstalt zu schriftstellern. Der einzige Boden, auf dem ein Dichter produzieren kann, ist die Freiheit. Solange diese Bedingung unerfüllt bleibt, weigre ich mich, je wieder zu schreiben. Damit, daß man mir ein Zimmer, Papier und Feder zur Verfügung stellt, ist es nicht getan.« – Ich: »Ich habe den Ein-

druck, daß Sie diese Freiheit gar nicht wünschen!« – Robert: »Niemand ist da, der sie mir anbietet. Also heißt es warten.« – Ich: »Hätten Sie wirklich Lust, die Anstalt zu verlassen?« – Robert (zögernd): »Man könnte es probieren!« – Ich: »Wo möchten Sie denn am liebsten leben?« – Robert: »In Biel, Bern oder Zürich – gleichgültig wo! Das Leben kann überall charmieren.« – Ich: »Würden Sie wirklich wieder zu schreiben beginnen?« – Robert: »Auf diese Frage gibt es nur eines: sie nicht beantworten.«

In den letzten Monaten hat Robert Seumes »Spaziergang nach Syrakus« und seine abenteuerliche Autobiographie, Gottfried Kellers »Romeo und Julia auf dem Dorfe« sowie die Novelle »Goethe und Therese« des bayrischen Naturlyrikers Martin Greif mit Genuß gelesen. Er sagt: »Der Künstler muß sein Publikum entzücken oder quälen. Er muß es zum Weinen oder zum Lachen bringen.« – Ich erzähle ihm, daß ein schweizerischer Schulmeister einen Roman geschrieben habe, der zeitweise in einem Pariser Bordell spielt. Roberts Reaktion: »Es ist grauslich, worauf impotente Skribenten manchmal geraten!«

Über den Staat: »Mir kommt es philiströs vor, den Staat mit moralischen Ansprüchen zu molestieren. Der Staat hat als Erstes die Aufgabe, stark und wachsam zu sein. Die Moral muß die Angelegenheit des Individuums bleiben.«

Ich: »Wollen wir noch etwas nachtessen gehen?« – Robert: »Wozu? Leberli und Geschnetzeltes können mich nicht aufheitern! Trinken wir lieber noch etwas! Das ist, was mir wohltut. Essen kann ich noch oft genug. Jeden Tag. Aber trinken? Das kann ich nur mit Ihnen!«

28. Januar 1943

Ziemlich mühseliger Marsch auf der vereisten Straße von Herisau nach St. Gallen, wo wir uns im Bahnhofbuffet bei Kaffee und Zigaretten aufwärmen. Robert ist erstaunt, daß wir für die Käseportionen Lebensmittelkarten brauchen. Wir fahren mit dem Tram

durch menschenleere Straßen zur Endhaltestelle Heiligkreuz. Aufgeräumt erklärt uns der Schaffner den Weg zum Bodensee. Wir traben los, links an der Kirche vorbei durch den dämmrigen Wald zum Wildpark St. Peter und Paul, dessen Gamsen, Hirsche und Rehe wie Märchenfiguren aus dem dicken Nebel hervorgeistern. Robert ist entzückt. Beim Wildpark-Restaurant haben wir die komplizierte Erklärung des Schaffners total vergessen. Wir schwenken deshalb in irgendeine Straße und fragen zwei, drei Leute nach dem Bodensee. Sie amüsieren sich, daß wir so weit zu Fuß gehen wollen. In einem »Zur Sonne« beschrifteten Wirtshaus bestellen wir Vermouth und heiße Käswähe. Sie mundet uns herrlich. Nachher erklärt uns die rundliche Kellnerin, daß wir uns unweit der Tramhaltestelle befinden, bei der wir vor anderthalb Stunden ausgestiegen sind. Wir kehren also dorthin zurück und pfeilen sodann auf der großen Heerstraße los, Richtung Rorschach, das wir nach zwei Stunden, kurz nach zwölf Uhr, erreichen. Die Hauptstraße kirchhofstill. Roberts Kragen und Krawatte haben sich während des Marsches aufgelöst. Ich rate ihm, er solle sie doch in eine Rocktasche stecken. Aber er verschwindet beim Hafen in eine Toilette, um sich instand zu setzen. Als er erscheint, stehen Kragen und Krawatte völlig windschief. Ich sage ihm, er gefalle den Frauen doch auch so. Da lacht er und ist beruhigt. Gemächlich bummeln wir in der Stadt herum. Robert bleibt vor vielen Auslagen und Häusern staunend stehen. Das vornehme Barock von Rorschach spricht ihn an. Er kann sich fast nicht davon trennen.

Schließlich wollen wir in der »Traube« essen, einer Wirtschaft mit Metzgerei. Aber in der Wirtsstube sitzen nur die Besitzerin und ein blondes Mädchen vor einer Schüssel Mais und sagen: »Hier könnt ihr nichts essen!« Wir sehen in der Küche den kalten Herd stehen. Wir studieren ein paar Menüs anderer Restaurants, bis wir in der »Post« landen, die mir ein Zöllner empfohlen hat. Wir trinken roten Buchberger und lassen das Menü kommen, das

tatsächlich gut ist: Kalbsschnitzel mit Kartoffelstock, Bohnen und Erbsen. Wir essen alles radikal auf und plaudern nachher in einer Konditorei bei einem schwarzen Kaffee weiter. Rückfahrt nach St. Gallen, wo ich in einer Buchhandlung Gogols Novelle »Der Mantel« für einen Freund kaufe. Ohne Überzieher, mit aufgerolltem Regenschirm, läuft mir Robert in den engen Gassen rübezahlhaft voraus, als wittre er nach etwas. Ich mag ihn nicht stören und folge ihm wie ein Lamm. Beim Stadttheater merke ich, daß er die dämmerige »Bayrische Bierhalle« sucht, in der wir schon einmal saßen. Hier fühlt er sich offenbar wohl, und hier beginnt er – was selten geschieht – von sich selbst zu erzählen. Wir kaufen auf dem Markt Orangen, die er gern hat, und bei einer lärmigen Frau, die am rechten Arm gelähmt ist, lauwarmer Marroni. Abschiedstrunk im Bahnhofbuffet. Robert wiederholt mehrere Male: »Das war ein entzückender Tag – finden Sie nicht auch? – Wie wäre es das nächste Mal mit Bischofszell?« Wieder fällt mir auf, daß seine blutroten, fleischigen Lippen wie das Maul eines verdurstenden, aus dem Wasser gezogenen Fisches aussehen. So, als wollten sie nach Luft schnappen.

Aus der Jugendzeit: »Von Biel aus, wo ich die Volksschule und das Progymnasium besucht habe, kam ich nach der dreijährigen Banklehre bei der Kantonalbank im Frühling 1895 als Commis zum Bank- und Speditionshaus von Speyr & Co. nach Basel, wo ich aber nur ein Vierteljahr blieb. Mein Bruder Karl, der damals bei einem Dekorationsmaler in Stuttgart arbeitete, riet mir, ich solle doch auch dorthin kommen. Ich meldete mich deshalb auf ein Inserat der Deutschen Verlags-Anstalt, worauf ich eine Stelle bei der dortigen Inseratenabteilung erhielt. Ich blieb bis zum Herbst 1896. Dann trieb es mich nach Zürich, wo ich zuerst bei einer Versicherungsgesellschaft unterkam, dann bei der Kreditanstalt. Dazwischen war ich oft stellenlos, d. h. sobald ich etwas Geld zusammengeschaufelt hatte, kündigte ich, um ungestört dichten zu

können. Wer etwas Rechtes leisten will, muß nach meiner Erfahrung ganz bei der Sache sein. Auch das Dichten erfordert die volle Kraft eines Menschen. Ja, es saugt ihn geradezu auf. So nebenbei, gleichsam als Arabeske, kommt selten etwas Haltbares heraus. Damals ist an der Spiegelgasse, dort, wo Lenin gewohnt hat und Georg Büchner gestorben ist, ein Teil von ›Fritz Kochers Aufsätzen‹ entstanden, darunter das Kapitel über den Maler. Ein anderer Teil an der Trittligasse rechts, wenn man vom Oberdorf die Treppen hinaufsteigt. War ich in äußerster Not, so habe ich auf der Schreibstube für Stellenlose ganze Berge von Adressen abgeschrieben.«

»Wissen Sie, warum ich als Schriftsteller nicht hochgekommen bin? Ich will es Ihnen sagen: ich besaß zu wenig gesellschaftlichen Instinkt. Ich habe der Gesellschaft zuliebe zu wenig geschauspielert. Sicher, so war es! Das sehe ich heute vollkommen ein. Ich ließ mich zu meinem persönlichen Plaisir gar zuviel gehen. Ja, es ist wahr, ich hatte Anlagen, eine Art Stromer zu werden und wehrte mich dagegen kaum. Dieses Subjektive hat die Leser der ›Geschwister Tanner‹ verärgert. Nach ihrer Ansicht darf sich der Schriftsteller nicht im Subjektiven verlieren. Sie empfinden es als Anmaßung, das eigene Ich so wichtig zu nehmen. Wie falsch handelt also der Dichter, wenn er annimmt, die Mitwelt interessiere sich für seine Privatangelegenheiten!«

»Schon mein literarisches Debut mußte den Eindruck erwecken, als mopse ich mich über die guten Bürger, als nehme ich sie nicht für ganz vollwertig. Das haben sie mir nie vergessen. Darum blieb ich für sie immer eine dicke Null, ein Galgenstrick. Ich hätte ein wenig Liebe und Trauer, ein wenig Ernst und Beifall in meine Bücher mischen sollen – auch ein wenig Edelromantik, wie es Hermann Hesse im ›Peter Camenzind‹ und im ›Knulp‹ getan hat. Sogar mein Bruder Kari hat mir das gelegentlich auf zarten Umwegen vorgehalten.«

»Ja, ich sage es Ihnen offen: in Berlin habe ich mich mit Vorliebe

in vulgären Kneipen und Tingeltangels herumgetrieben, damals, als ich mit Kari und der Katze ›Muschi‹ im gleichen Atelier wohnte, in dem er seine tschechische Freundin mit dem Barsoi malte, mich aber nicht. Ich foutierte mich um die Welt von oben. Ich war in meiner Armut glücklich und lebte wie ein sorgloser Tänzer. Ich habe damals auch tüchtig gesoffen. So wurde ich schließlich ziemlich unmöglich, und es war ein reiner Glücksfall, daß ich zu meiner herzigen Schwester Lisa nach Biel zurückfand. Niemals hätte ich mich mit diesem Renommee nach Zürich getraut.«

»In Berlin sagte mir einmal der schwäbische Dramatiker Karl Vollmöller, der im gleichen Jahr wie ich geboren ist und damals ein Protektionskind von Max Reinhardt war, so impertinent wie nur möglich: ›Robert Walser, Sie haben als Commis begonnen und werden immer ein Commis bleiben!‹ Er hat dann gegen mich auch beim Insel Verlag saftig intrigiert, als dort der ›Fritz Kocher‹ erschien. – Das Schlußresultat: heute ist er total vergessen und ich dazu!«

»In der Anstalt habe ich den ›Grünen Heinrich‹ wieder gelesen. Mich reißt er immer wieder in seine Arme. Stellen Sie sich vor, Gottfried Keller, de Luuschaib, war Mitglied der Aufsichtskommission der Irrenanstalt ›Burghölzli‹ in Zürich! Heinrich Leuthold wird Augen gemacht haben, als er ihm bei der Inspektion begegnete. Er ist vor Scham wohl fast in die Erde gesunken. Ein Beispiel, wohin man es durch Selbstdisziplin und wohin durch Verluderung bringen kann. «

»Jetzt sehne ich mich weder nach Biel noch nach Bern zurück. Es ist auch hier in der Ostschweiz ganz schön. Meinen Sie nicht auch? Ich finde sie sogar entzückend. Sie haben ja gesehen, wie gemütlich-heiter heute alle Leute zu uns waren! Mehr verlange ich nicht. In der Anstalt habe ich die Ruhe, die ich brauche. Den Lärm sollen nun die Jungen machen. Mir ziemt es, möglichst unauffällig zu verschwinden. – War dieser Tag nicht wunderschön? Wir sind ja keine Sonnenvergötzer. Wir lieben auch den Nebel

und den dämmrigen Wald. Noch oft werde ich an das Silbergrau des Bodensees, das Märchenwild im Park und an das verschlafene Aristokratenstädtchen Rorschach zurückdenken. «

28. Dezember 1944

Ein schneidend-kalter, wolkenloser Wintermorgen. Wir beraten in der Durchgangshalle, wohin wir gehen wollen. Robert, ohne Überzieher, mit blauroten Händen und Backen, weiße Bartstoppen ums Kinn, fragt halb lächelnd, halb mißtrauisch, ob ich einen fertigen Plan mitbringe: »Haben Sie sich etwas ausgedacht?« – »Nein, nichts!« – »Wie wäre es mit Appenzell? ... Aber das ist doch zu weit für heute! Wollen wir hinauf in die Höhe oder nach St. Gallen?« – Ich: »Haben Sie Lust auf die Stadt?« – »Eigentlich ja!« – »Also los!« – Robert, nach einigen Schritten: »Etwas mäßiger im Tempo! Wir wollen dem Schönen nicht nachrennen. Es soll mit uns gehen wie die Mutter mit dem Kind.« – Ich: »Sie hätten sich aber wärmer anziehen sollen, Herr Walser!« – »Ich bin mit warmem Unterzeug ausgestopft. Überzieher waren mir immer ein Greuel. Übrigens besaß ich einmal einen ähnlichen wie den, den Sie heute tragen – damals in Berlin, als ich ins Herrenleben rutschte. Später, als ich in Biel das gleiche kleine Zimmer im ›Blauen Kreuz‹ bewohnte, das ich von früher her kannte, ließ ich sozusagen nie heizen, auch bei bitterster Kälte nicht. Ich zog den Militärkaput an und arbeitete darin nicht besser und nicht schlechter als andere Leute beim Ofen. An den Füßen trug ich eine Art Finken, die ich aus alten Kleiderabfällen selbst fabrizierte. – Der moderne Mensch ist nach meiner Überzeugung viel zu anspruchsvoll geworden. Wenigstens dieses Gute hat der Krieg, daß er ihn wieder zur Einfachheit zwingt. Könnten wir so ungestört, ohne Benzingestank und Automobilistengefluch, auf der Landstraße plaudern, wenn das Benzin nicht rationiert wäre? Heute wird überhaupt viel zuviel gereist. Rudelweise brechen die Leute in fremde Landschaften ein, ohne Scheu, als seien sie die legitimen Besitzer.«